

# Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen [Teil 1]

Autor(en): **Brack, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **64 (1959-1960)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316882>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen

Im Jahre 1948 durften wir in der Schweizerischen Lehrerinnen-Zeitung die wertvolle Arbeit «Lebensweisheit und Wahrheitsgehalt im Märchen» von Hanna Brack, Frauenfeld, bringen. Da dieser Aufsatz großem Interesse begegnete, wurde derselbe in die Schriftenreihe des Schweizerischen Lehrerinnenvereins aufgenommen. Leider ist diese Schrift vergriffen, und wir beginnen deshalb in dieser Nummer mit dem Nachdruck in einzelnen Abschnitten, die im Laufe dieses Jahres erscheinen sollen.

*Zentralvorstand und Redaktion*

Hat es in der heutigen Zeit überhaupt einen Wert, sich mit dem Märchen zu befassen? Die Märchen, es handelt sich hier um die Grimmschen Märchen, sind ein altes, kostbares Erbgut, das wir ungeschmälert an die nächste Generation weitergeben müssen, und zwar durch lebendiges Erzählen. Wer aber Kinder in den Märchengarten hineinführen will, muß selber den Schlüssel zum Pfortchen haben und sollte jedes Weglein, jeden Baum und jede Blume in diesem Garten kennen.

Selma Lagerlöf berichtet in ihren Jugenderinnerungen «Marbacka» von ihrer Großmutter, die unerschöpflich Märchen zu erzählen wußte: «Die Großmutter glaubte selber jedes Wort, was sie erzählte. Wenn sie etwas gar zu Merkwürdiges berichtete, pflegte sie den Kindern tief in die Augen zu schauen und in ihrem überzeugenden Ton zu sagen: ‚Alles dieses ist so wahr, wie ich euch sehe und wie ihr mich seht!‘»

Wer also Märchen erzählen will, muß an sie glauben; er muß von ihrer Wahrhaftigkeit überzeugt sein. Aber wie ist das möglich, da es doch im Märchen von Unwahrscheinlichkeiten wimmelt? Wenn ich 15- bis 16jährigen Mädchen, die dem Märchen den Rücken gekehrt haben mit der Begründung, es sei ja doch ganz unwahr, den Zugang dazu wieder öffnen möchte, so lasse ich sie das Märchen von der Frau Holle lesen und fordere sie dann auf, mir alles aufzuzählen, was ihnen an diesem und dann überhaupt an den Märchen unwahr vorkommt. Sie sagen: «Tiere und Pflanzen und tote Dinge können doch nicht reden, wie sie es im Märchen tun. Die Menschen können sich doch nicht in Tiere verwandeln; es gibt weder Riesen noch Zwerge, weder Zauberer noch Hexen.» Im Märchen von der Frau Holle stoßen sich die Schülerinnen am Brunnen, durch den man auf eine schöne, blumige Wiese gerät, am Brot und an den Äpfeln, die reden, am Tor, das die Frau Holle für immer schließt, am Gold- und Pechregen, am redenden Hahn usw. Wir nehmen nun Punkt für Punkt durch, zuerst die redenden Tiere, Pflanzen und Dinge. Ich frage: «Kann ein Hund wirklich nicht reden?» «Ja, eigentlich doch.» «Wie denn?» «Mit den Augen, mit den Ohren, mit dem Schwanz, mit dem ganzen Körper.» «Und eine Pflanze? Kann sie es nicht sagen, wenn sie Durst hat?» «Doch, sie sagt es, indem sie Blüten und Blätter hängen läßt.» «Und leblose Dinge, zum Beispiel das Stücklein Brot, das auf dem Boden liegt?» «Es sagt: Zertritt mich nicht; heb mich auf!»

Also gibt es außer dem Wort noch andere Mittel, um sich verständlich zu machen: Linien, Formen, Farben, Gerüche, Bewegungen, Situationen. Wer feine Sinne hat, versteht auch diese stumme Sprache und geht verständnis- und respektvoll auch mit den Dingen um, gerade so, wie es die «Fleißige» in der Frau Holle dem Brot und den Äpfeln gegenüber tut. Unsere Kleinen wundern sich keineswegs über solche Personifikationen. Sie leben ja mit den Tieren, Pflanzen und Dingen in

eben jenem wundervollen geschwisterlichen Verhältnis, wie es erst das Märchen uns Erwachsenen wieder als natürlichen Zustand offenbart; denn in Wirklichkeit gibt es außer der Maschine nichts Totes, nichts Seelenloses in der Schöpfung.

Lassen sich am Ende auch andere Seltsamkeiten des Märchens so natürlich und einfach deuten, zum Beispiel der merkwürdige Brunnen? Gewiß; denn wir sind alle schon in einen solchen dunkeln Brunnen gestiegen, der uns in unbekannte Tiefen führte, und meine Schülerinnen werden ihn auch bald tun müssen, den Schritt ins Dunkle, Unbekannte, wenn es in die Fremde geht, in die Lehr- und Wanderjahre hinein. Was die beiden Mädchen bei Frau Holle erleben, ist ja auch nichts anderes als eine Lehr- und Probezeit in der Fremde, während der sich ihre Lebentüchtigkeit oder -untüchtigkeit offenbart. Wie bedeutsam diese Probezeit für ein junges Menschenkind ist, zeigt uns das Märchen drastisch, wenn es sagt: «Und Frau Holle schloß das Tor hinter ihr zu», das Tor, das die Vergangenheit unerbittlich von der Gegenwart trennt und uns die Möglichkeit nimmt, an dieser Vergangenheit noch etwas zu ändern, so gerne wir das tun möchten. Denn eben aus dieser Vergangenheit heraus steigt nun der Segen oder der Fluch, der in die Gegenwart und Zukunft hineinströmt. Der Goldregen, von dem die Fleißige überschüttet wird, kann keine materielle Belohnung sein, die das Mädchen in Zukunft der Arbeit enthebt, sonst würde ihr Frau Holle die Spindel, die sie der Faulen vorenthält, nicht zurückgeben als Aufmunterung zu stets neuem Fleiß. Der Goldregen ist vielmehr der geheimnisvolle Segen, der ein Menschenkind auf Schritt und Tritt begleitet, sofern es seine Arbeit im Geiste «der Fleißigen» tut, während die Wesensverwandten der Faulen vom Unsegen verfolgt werden. Beide Mädchen haben sich in der Probezeit einen Ruf gemacht. Sein Symbol ist der Hahn, der ihr Lob und ihren Tadel weithin hörbar verkündet.

Wem so oder ähnlich der Sinn des Märchens von der Frau Holle aufgegangen ist, der glaubt daran. Natürlich sollen die kleinen Zuhörer nichts von dieser Deutung erfahren; aber die Überzeugung des Erzählenden macht sich durch jedes Wort den kleinen Zuhörern fühlbar. Wir sehen: gerade der Teil, den der Verstand des Lesers als unwahr und darum wertlos verwirft, ist der wertvollste. Hinter den Unwahrscheinlichkeiten verbirgt sich tiefste Lebenswahrheit und Weisheit. Wie schön, daß sie sich verbirgt und gesucht und entdeckt werden muß! Gerade dies köstliche bunte Gewand verleiht dem Märchen seinen unnennbaren Zauber. Es schaut uns an mit Kinderaugen, die so unschuldig und zugleich so rätselhaft sein können, als ob sie noch von Dingen wüßten aus einer andern Welt, die uns verlorengegangen ist.

«Aber», fragen etwa die Schülerinnen, «was hat das zu bedeuten, wenn im Märchen Menschen durch Zauberer oder Hexen in allerlei Tiere, in Raben, Schwäne, Bären, Löwen, Frösche, Rehe oder gar in Steinklötze verwandelt werden?» *Unsere Kleinen* stoßen sich allerdings an solchen Übernatürlichkeiten nicht. Sie stehen ja noch auf der Stufe oder sind kaum über sie hinausgewachsen, wo sie sich immer wieder als ein anderes fühlen, wo der Hansli nicht der Hansli, sondern eine Eisenbahn, ein Auto, ein Pferd, ein Kaminfeger, ein Lokomotivführer usw. ist. Wir Erwachsenen aber brauchen uns nur daran zu erinnern, daß ja auch der tägliche Sprachgebrauch die Menschen mit Tiernamen bezeichnet, daß er einen starken Menschen einen Löwen, einen täppischen einen Bären, einen falschen eine Katze, einen listigen einen Fuchs, einen flinken ein Reh nennt, dann verstehen wir, daß sich Menschen *innerlich* in Tiere verwandeln können. Die verwünschten Menschen sind auf eine tiefere Stufe gesunken, sie reden eine andere Sprache; sie sind durch

eigene oder fremde Schuld wahren Menschentum fremd, sie sind zum Beispiel gleich den sieben in Raben verwandelten Brüdern düstere, zänkische Gesellen geworden. Wir Erwachsenen kennen ja den schweren Bann des Zornes, des Hasses, der Eifersucht, der Verstimmung, den schweren Bann der finstern Mächte, der sich auf die Seelen der Menschen legen kann, also, daß sie aneinander vorbeigehen, ohne sich zu kennen und zu verstehen, als wären sie wirklich Wesen einer andern Ordnung, als wären sie wilde Tiere oder düstere, zänkische Vögel. Manchmal bekommen sie im Märchen auf eine Viertelstunde ihre menschliche Gestalt wieder, das heißt, in der Sprache der Wirklichkeit ausgedrückt, sie haben immer wieder Augenblicke, in denen sie aus der Gebundenheit dieses Wesens heraustreten können. Aber sie ganz daraus zu erlösen, das vermag nur eine große, reine Liebe. Nur sie kann das Fremde, Wilde im andern besiegen und der reinen Menschlichkeit wieder zum Durchbruch verhelfen. Nur sie findet das Zauberwort, das, zur rechten Stunde gesprochen, den Zauber bannt.

Wie geschehen die bösen Verwandlungen? Im Märchen von den sieben Raben ist es das unbedachte, im Ärger gesprochene Wort des Vaters, das die Verwandlung bewirkt. Haben bloße Worte eine solche verheerende Macht? Kann ein heftiges, ein verletzendes, ein giftiges, ein mißtrauisches Wort einen Menschen verwandeln, einen gutmütigen in einen rachsüchtigen, einen zutraulichen in einen mißtrauischen, trotzig, borstigen, einen zuversichtlichen in einen zaghaften, unsichern? O ja, wir kennen solche Beispiele genug. Hat nicht schon oft das bloße verächtliche Wort: «Aus dir wird deiner Lebtage nichts!» die seelischen Kräfte eines jungen Menschen auf Jahre hinaus oder lebenslang lähmen können?

Das Schwesterchen der sieben Rabenbrüder aber hatte nicht Ruhe noch Rast, bis es sich einmal aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, *es möchte kosten, was es wolle*. Kann man sich etwas Rührenderes vorstellen, als dies zarte, kleine Geschöpfchen mit der riesengroßen Liebe, die es treibt, mutterseelenallein weit, weit, bis ans Ende der Welt, ja bis zu Sonne, Mond und Sternen zu wandern, um seine Brüder zu erlösen! Wie so oft im Märchen, verdeutlicht hier ein äußeres Geschehen ein inneres Erleben. Wer eine solche verirrte Menschenseele heimholen will — eine Mutter oder Schwester ihren auf Abwege geratenen Sohn oder Bruder, eine Frau ihren auf bösen Pfaden wandelnden Mann —, der hat oft einen langen, jahrelangen dornenvollen Weg vor sich. Er muß unentwegt wandern bei Tag und Nacht, in Frost und Hitze und oft in gänzlicher Einsamkeit, weil er allein an die Möglichkeit einer Rettung glaubt. Aber, wenn es dem Schwesterchen an menschlicher Hilfe gebricht, die ja sowieso für die Lösung seiner Aufgabe unzulänglich ist, so wird ihm dafür eine höhere Hilfe zuteil. Die *Sterne* nennen ihm den Ort, wo es die Brüder findet, und geben ihm das Beinchen, das den Glasberg öffnet. Die Brüder leben im Glasberg. Man friert, wenn man sich ihn vorstellt. Nirgends warmes Leben, weder Gras noch Blumen. Der Glasberg ist die verkörperte Unfruchtbarkeit. In eine solche Öde und Leere können verirrte Menschenseelen geraten! Und weiter: Glas ist wohl durchsichtig, man kann sich sehen; aber es ist hart und undurchdringlich. Man kann nicht zueinander gelangen und sich innerlich nicht finden. Wie nun das Schwesterchen seinen Zauberschlüssel brauchen will, hat es ihn verloren. Es meint am Ziel zu sein, und nun? War der ganze lange, mühsame Weg umsonst? Ist nun die Erlösung unmöglich? Nein. Große Liebe macht das Unmögliche möglich. Ohne Besinnen schneidet es sich das Fingerlein ab, d. h. es ist auch noch zum letzten, größten Opfer bereit, und die Erlösung,

nach der sich die Brüder ja immer geseht haben, geschieht. Aus der kalten Öde können sie heimziehen ins liebevolle Vaterhaus. — Das Märchen glaubt fest an die erlösende Kraft der geduldig ausharrenden, opferbereiten Liebe.

Es ist überhaupt lohnend, den Verwandlungen im Märchen nachzugehen und sich klarzuwerden, wer sie verschuldet, wie sie sich vollziehen und woher die Erlösung kommt. Jede Verwandlungsgeschichte offenbart wieder ein anderes seelisches Geschehen; aber stets ist es eine allgewaltige, selbstlose Liebe, die das Wunder der Rettung vollbringt. Sieben Jahre muß ein anderes Schwesterchen schweigen und Hohn und Spott und Verleumdung ertragen, um die Schwanenbrüder zu entzaubern. Dem garstigen Frosch muß das Königstöchterlein das Wort halten und ihn zum Gesellen annehmen, damit er wieder ein Königssohn wird. Seine eigenen Kinder opfert der König, um dem in Stein verwandelten treuen Johannes seine menschliche Gestalt wiederzugeben. Das Märchen wird hier zum tief sinnigen Gleichnis.

Für die Wirkung des Märchens auf kleine Zuhörer ist es nicht gleichgültig, mit welcher Intensität sich die Erzählerin mit dem Stoff befaßt hat. Wer erfahren will, wie tief der Eindruck sein kann bei einer aus liebevoller Versenkung heraus gestalteten Wiedergabe des Märchens, der lese im zehnten Heft der Elementarlehrerkonferenz des Kantons Zürich den Bericht von Elise Vogel (Zürich) über eine Märchenstunde:

Ein Kind, nachdem die Lehrerin die Verwandlung der sieben Brüder in Raben erzählt hat: «Das hett der Vater nüd sölle säge. Wenn jetzt dänn 's Chindli na stirbt, dänn händ's kei Buebe und keis Chind, denn händ's gar nüt meh!»

Ein zweites: «Er hett wenigstens sölle säge: Wenn nu sechs Buebe zu Rabe würdid, denn hett er wenigstens no ein Bueb gha.»

Ein drittes: «Ja du — der Vater hät's doch überhaupt nüd ernscht gmeint. Er hät's doch nüd welle, es ischt em nu eso usegwütscht.»

Ein viertes: «Es isch em i der Täubi usecho. Me sötti nie öppis i der Täubi säge, es chunnt nie öppis Gschiids use.»

Ein fünftes: «Gseit ischt gseit — furt ischt furt — das ischt, wie wänn eim der Luftballon furtflügt — er chunnt nümme umel!»

Nicht wahr, die Großmutter von Selma Lagerlöf hat recht: Das Märchen ist so wahr, wie daß ich dich sehe und du mich siehst.

## Rätselmärchen

Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde standen, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem Hause sein. Da sprach sie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als sich der Tage nahete und sie wiederum zu ihren Gespielen auf das Feld gehen und eine Blume werden mußte: «So du heute vormittag kommst und mich abbrichst, werde ich erlöst und fürder bei dir bleiben»; als dann auch geschah. Nun ist die Frage, wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Blumen ganz gleich und ohne Unterschied waren? Antwort: «Dieweil sie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Tau nicht auf sie wie auf die andern zwei, dabei sie der Mann erkannte.»

(Dem Band II «Kinder- und Haus-Märchen», gesammelt durch die Brüder Grimm, Manesse-Verlag, Zürich, entnommen.)